

Heike Geißler

Die Woche

Wir sind dumm, doof und dämlich.
Wir sind zu nichts zu gebrauchen.
Wir sind komplett out of order.
Wir merken ja gar nichts.
Wir merken alles, aber trauen unseren Sinnen nicht.
Wir verstehen uns selbst nicht, würden aber auch nicht behaupten, dass es ein Anrecht darauf gibt, sich selbst zu verstehen.
Wir halten nicht viel von uns.
Wir legen darauf auch keinen Wert.
Das kommt erst später, wenn wir bemerken, wie viel Zeit uns mehr oder weniger bekannte Leute, Gruppen und Strukturen darauf verwenden, sich laut- und leistungsstark gut zu finden.
Wir sind jederzeit bereit, diese Liste zu ergänzen.
Ach ja, wir gähnen.
Wir gähnen meinungsstark in die Fenster jener Wohnung hinein, in der wir vor kurzem noch wohnten, aus der wir halbwegs charmant entmietet wurden.
So kann man das eigentlich nicht sagen, sagt Constanze.
Doch, sage ich, so kann man das sagen, auch wenn es falsch ist und tatsächlich nichts daran charmant war. Sondern alles war unhöflich und beschissen, luftnehmend, feige und brutal, aber ich will darüber nicht sprechen, weil ich gar nicht weiß, wie ich darüber sprechen soll, ohne zu wiederholen, was schon tausendfach gesagt wurde. Dieses Entmietungsproblem ist bestens bekannt, aber mir fehlen die Worte, um es wie ein noch zu entdeckendes Territorium anzupreisen, dem man sich neugierig und mit aller Entschiedenheit widmen möchte.
Wer will sich schon mit altbekannten Problemen abplagen.
Ich will damit nichts mehr zu tun haben.
Meine Akkulaufzeit beträgt 5%.
Ich muss abwägen.
Wenig später noch viel mehr als jetzt.
Gerade wirkt es, als müsste ich noch fast gar nicht abwägen.
Eine Frau von vierzig Jahren, sagt Constanze, muss vermutlich alles abwägen.
Ja, sage ich. Gerade bin ich noch voller Gratisproben und Werbeangebote für mich selbst.
Aber gleich bin ich vorbei.

Wir ziehen uns an den Fensterbrettern hoch.
Ich mochte das Wohnen im Erdgeschoss ja nur bedingt, sage ich, ich hatte immer Angst vor Einbrechern.
Gleich lachen wir uns darüber scheckig: Als ob es sich lohnte, Angst vor Einbrechern zu haben. Unsere Angstimpulse haben die falsche Schule durchlaufen, unsere Angstimpulse wurden auf die falsche Fährte gelockt.
Ja, wird Constanze dann sagen, die vollkommen falsche Fährte.

Gleich stehen wir mit unpassenden Ängsten vor schwindenden Brachen, in Malls und auf Demonstrationen und stehen sowieso vor den Nachrichten wie Kühe im Wald.

In unserer ehemaligen Wohnung ist alles überformt. Mit ihren Schiebegardinen, Ikea-Gemälden, Potpourri-Schalen und ihrer Ordnung erkennen wir sie nicht wieder. Die Eigentümerin oder Mieterin stürmt in das Zimmer, in das wir gerade von draußen schauen, das nicht mehr unser nahezu tanzsaalgroßes Wohnzimmer ist, sondern eine Collage aus kleinen Regionen: die Dining-Situation, die Relax-Station, das Heimkino-Areal etc. Die Bewohnerin klatscht in die Hände, als wollte sie Tauben vertreiben.

Wir stemmen uns an den Fensterbrettern noch ein wenig höher und fliegen schnatternd davon.

Dann springen wir im Freibad vom Startblock und schwimmen so, als pflügten wir das Wasser um.

Immer ist zugleich zu viel Kraft da und zu wenig.

Ach ja, die Techniken des Maßhaltens und der goldenen Mitte.

Wir balancieren halbherzig oder unbarmherzig oder großschnäuzig oder kleinkariert oder tollkühn auf einer glänzenden Strippe in übersichtlicher Höhe durch die Mitte.

Das Slackline-Ding kapiert du nie, ruft Constanze, da sind wir in der Boulderhalle, meinen Kindern zuliebe, und ich stehe in diesen viel zu engen, stinkenden, ausgeliehenen Kletterschuhen und schwing mich bereitwillig von der Slackline und falle kein bisschen und plumpse doch auf die Bodenmatte. Wir gehen durch dieses gepolsterte Gelände wie Angehörige eines anderen Periodensystems, wir greifen nach den Klettergriffen und entwickeln kurz Ehrgeiz. Ich denke die Muskeln derer, die neben und über mir klettern, an meine Arme, lasse mich fallen, schaue an die dunkle Hallendecke und rutsche in einen kurzen Schlaf.

Die Kinder klettern nach oben, zur Seite und zum Boden zurück und springen über mich, als ich von den Alpen träume.

Wir bauen uns aus unseren Defiziten keinen Berg und steigen für den besseren Überblick auf dessen Spitze.

Wir schaufeln uns immer ein Grab.

Wir hören damit irgendwann auf.

Darauf freuen wir uns schon.

Wir sind die proletarischen Prinzessinnen.

Wir schwingen die Reifröcke und klopfen uns den Staub von den Jeans. Wir sagen, wenn jemand eine Monarchie braucht, dann sind das nicht wir, aber Prinzessinnen sind wir trotzdem.

Prinzessinnen, wie sie nicht in jedem Buche stehen. Aber wartet nur, wir schreiben uns in die Bücher hinein.

Unsere Eltern hatten keine Ahnung davon, welchen Weg wir einmal einschlagen würden. Unsere Arbeitereltern wussten nichts vom Königlichen in ihren Genen. Wir legen alle Geheimnisse frei.

Oh, sagt Constanze, da habe ich ja jetzt schon Angst.

Nun ja, wir legen vielleicht nicht alle Geheimnisse frei.

Man weiß das nicht so genau.

Manchmal jedenfalls kommt mit einem Geheimnis ein Märchen hervor und gibt sich als Familiengeschichte aus.

Weil wir anstelle einer Familiengeschichte nur eine Ahnung, ansonsten aber eine uns unbekannte und weitgehend verschwiegene oder unerzählte Vergangenheit haben, steht unsere Geschichte in allen Büchern, die wir kennen.

Wir sind jetzt da, aber wir sind gleich wieder weg.

Wir sind gerade aufgetaucht, werden aber gleich abtauchen, ohne abtauchen zu wollen.

Und dann tauchen wir wieder auf.

Wir verstehen uns ja selbst nicht mehr.

Doch, doch, wir verstehen.

Aber kaum schauen wir irgendwohin, verstehen wir uns nicht mehr.

Wir sind vollkommen derangiert, wir sind vollkommen zerstört.

Wirklich?, fragt Constanze.

Wir werden uns über kurz oder lang, also eher über kurz als über lang, sehr zerstört vorkommen.

Man merkt das dann oder merkt das nicht.

Kommt ganz drauf an, was wir preisgeben wollen oder können.

Kommt ganz drauf an, was wir verbergen wollen oder können.

Wir haben, sagt Constanze, bisher alles gut verstecken können.

Ja, sage ich, wir beherrschen das Verstecken von Dingen, Geschehnissen, Meinungen und Erinnerungen meisterhaft.

Nur uns können wir nicht gut verstecken, weil wir selbst in größter Angst in den Verstecken kichern müssen.

Wir sind auch nicht so gut im Finden oder nicht so gut im Suchen.

Ich gebe ein *Haus kaufen Leipzig / Haus kaufen Buckow / Haus kaufen Groß Neuendorf / Haus kaufen Los Angeles / Haus kaufen Warschau / Haus kaufen Chemnitz / Haus kaufen Berlin / Haus kaufen Zeitz etc.*

Ich spiele immer noch unregelmäßig Lotto und erwarte demnächst einen größeren Gewinn.

Ich habe bisher 12 Euro gewonnen.

Ich ehre den Pfennig nicht, sollte aber des Talers dennoch für wert befunden werden.

Ich will unter keinen Umständen die Taube auf dem Dach und locke keinen Spatz in meine Hand.

Aber alle Spatzen sind willkommen.

Mit Tauben ist es halt so eine Sache.

Schon klar, sagt Constanze.

Ja, sage ich.

Mit Tauben ist es zum Beispiel so, dass ich in Banjul, von einem Freund gefragt, vielmehr von dem Mann gefragt, den ich damals liebte und gar nicht mitbekam, wie ungleich wir waren, ob ich ihm Geld für seine kleine Taubenfarm geben würde, damit er Futter kaufen könnte, begründungslos verneinte. Ich sagte stattdessen, er könne die Kondome nicht zweimal benutzen, weil das nun einmal nicht der Sinn von Kondomen sei, und schickte ihm später über Western Union viel Geld, weil er meinte, ein Fahrradverleih sei eine gute Möglichkeit, es zu einem soliden Einkommen zu bringen.

Hat es geklappt?

Lebt er noch?

Und wenn nein: Wer kann ihn von mir grüßen?

Bleiben wir irdisch, sagt Constanze.

Halten wir die Augen auf Erde und Horizont gerichtet und uns bei den Händen.

Lebst du noch?

Aber ja.

Lebe ich noch?

Aber ja.

Lebt Ihr noch?

Geht es Euch gut?

Kommt Ihr zurecht?

Redet Ihr über das Wetter, meint aber die Politik?

Redet Ihr über Politik, meint aber das Wetter?

Könnt Ihr sagen, wie der Hase läuft?

Wie der Hase gleich laufen wird?

Guckt Euch mal diesen Hasen an.

Ist er nicht hübsch?

Und ich meine auch dieses Kaninchen vom Forum Romanum, das da saß und das trockene Gras fraß und sich nicht stören ließ von mir und meinen Kindern, das entspannte Kaninchen am touristischen Hotspot, als sei es ein Ausstellungsstück, unter dem speziellen Schutz des Ortes stehend, wirklich lässig, wirklich wahr.

Ach, wir wollen die Hasen und Kaninchen hier nicht mit reinziehen.

Aber guckt sie Euch gut an. Und seid nicht als Jäger*innen zugegen.

Das schreiben wir Euch in Briefe, die wir dann doch nicht abschicken.

Als ob, sagt Constanze.

Doch, sage ich, das schreibe ich in alle Briefe: Dass sie keine Jäger*innen sein sollen.

Ich als Mutter zweier Kinder, in deren Schulklassen sich Kinder mit Jägervätern befinden, hatte reichlich Zeit, mir eine Meinung zu Jägern zu bilden, und kritisiere in erster Linie nicht das Jagen, sondern den zum Jagen unmittelbar zu gehören scheinenden Lifestyle und das Mindset, sozusagen.

Wir setzen die Hasen zurück aufs Feld.

Wir sehen: Es sind wehrhafte Hasen.

Wir schicken die Hasen mit guten Wünschen ins Feld, und ich halte meine Söhne fest. Ich halte die Söhne so fest, dass es den Söhnen ganz ungeheuerlich zumute wird.

Wir liegen gleich herum wie Fallobst.

Wir liegen gleich herum wie Isomatten.

Wir liegen gleich herum wie Bodenfliesen.

Wir sind gleich auf den Boden gedrückt und ganz erschlagen, aber das merken wir noch nicht.

Wir liegen in Fitnessstudios und auf Liegewiesen, wir sind schon jetzt immer ein bisschen betrübt, wenn es heißt, es sei Zeit aufzustehen.

Wir liegen zu unserer eigenen Überraschung schon jetzt so, dass wir ein spezifisches Interesse am Liegen entwickelt haben: Wir versuchen, wissend, dass es unmöglich ist, die Erdoberfläche liegend zu durchdringen und den Gegebenheiten lebendig zu entkommen.

Und das an einem normalen Sonntag, an dem meine Kinder noch länger im Freibad bleiben wollen, aber ich schon gehe.

Sie machen irgendwas, was lebendig ist, was an keinem Unheil mitwirkt und vielleicht von keinem Unheil getilgt werden wird.

Ich Sorge mich immer um sie.

Constanze ruft mir schon seit Jahren zu: Ja, dir hängt alles an einem seidenen Faden.

Ja, rufe ich jedes Mal zurück: Taue waren und sind eben aus.

Ich weiß jedoch, wie Kinder manchmal zu retten sind, ich habe vor Jahren bei Hugo Loetscher erfahren, wie man Kinder, die am Sterben sind, behandelt. Man schlägt ihnen ins Gesicht und sagt: Du stirbst nicht!

Wir haben die Welt aufgegeben, aber das wissen wir noch nicht.
Wir werden herausfinden, dass wir die Welt doch nicht aufgegeben haben.
Wie könnten wir denn.
Das ist nämlich gar nicht unsere Art.
Das wird dann nur eine Täuschung gewesen sein.
Ein großes Schauspiel, dem wir aus lauter Dummheit, Unerfahrenheit und Blindheit
zu lange beigewohnt haben.

Wir drücken unsere Ohren aufs Gras und versuchen etwas zu hören.
Wir wollen sehr gern etwas hören und die Seiten wechseln.
Wir sind der oberirdische Untergrund.
Das sagen wir uns aber nicht.
Wir werden sagen: Wir versuchen, den Systemwechsel in jedweder Hinsicht zu
vollziehen.
Wir versuchen zu leben, was wir wirklich leben wollen.
Wenn Sie uns bitte nicht dabei stören würden.
Wenn Sie bitte endlich aufhören würden, all Ihr Augenmerk und all Ihr Kapital darauf
zu verwenden, uns dabei zu stören.
Wenn Ihr uns bitte nicht dabei stören würdet.
So sehr wir die Unterbrechungen lieben.
Nur diese nicht.
Und jene nicht.
Wir haben Sie und Euch ja auch nicht gestört.
Wir haben Euch und Sie bedauerlicherweise nicht gestört.
Wir haben ja mit brav verschränkten Armen aufrecht gesessen und Euch und Ihnen
zugehört und zugeschaut.
Das werden wir sagen.

Wir warten eigentlich immer auf das Ende der Unterrichtsstunde.
Dachte ich gerade, sage ich.
Meinst du?, fragt Constanze.
Ja, sage ich, ich warte brav und verschiebe, was im Unterricht als unangemessen
gilt, auf die Pause, erlebe die Pausen jedoch als zu kurz, um auch nur einen
Bruchteil des Aufgeschobenen umzusetzen.
Guck mal, sagt Constanze, die ganze Hörigkeit, da liegt sie gefügig zur Anschauung
bereit.
Na sieh mal einer an, sage ich.
Wie sieht sie denn aus: eher grünlich-gelb als angenehm.
Constanze sagt: Die gesammelten Höflichkeiten und Hörigkeiten der C und der H,
und was sie damit machten.
Tja, sage ich: Was sie damit machten.
Aber kaum liegt die Hörigkeit zur Anschauung bereit, ist sie weg, und es bleibt die

Höflichkeit, der wir, wie sie so allein und quasi nackt vor uns liegt, nichts vorwerfen wollen.

Wir sind also nett und zudem in irgendwelche Körper geboren, mit denen wir mal mehr, mal weniger zufrieden sind, mit denen wir hadern oder auch nicht, die wir aber nun einmal haben.

Wir können pragmatisch klingen, aber gehen noch in jede Körperbild-Falle.

Das nervt.

Und in ein paar Tagen diese hypothetische Frage: Stell dir vor, du könntest für den Weltfrieden sorgen, wärest aber als Preis dafür 20 Kilogramm schwerer. Würdest du dich auf diesen Handel einlassen?

Tja, da werden wir stottern, da werden wir versuchen abzulenken, die Frage von uns zu weisen, und die Antwort schuldig bleiben.

Wir sind unserer Probleme schon jetzt überdrüssig, die meisten unserer Probleme sind peinlich und die fadesten der Welt, und wir haben sie fast schon ein Leben lang. Die interessanteren Probleme behalten wir für uns oder kennen sie noch gar nicht.

Ich sage, mir fällt gerade auf, dass ich in meiner Kindheit gelernt habe aufzuräumen, wie andere Leute Feuer löschen, indem ich Decken, die unterschiedlichsten Plüschdecken, Sofadecken also, auf die passende Größe gefaltet, über unsortierte Zeitungstapel, über andere herumliegende Dinge breitete, damit sie nicht mehr zu sehen waren. Es mangelte in meiner Kindheit nie an Decken und Kissen, mit denen sich einiges verbergen ließ. Ebenso schlossen alle Schranktüren gut, und ich wusste, welche Schranktür besonders vorsichtig zu öffnen war, weil sich hinter ihr alles Verborgene, Vertuschte, Verschimmelte verbarg und zwischendrin ein Buch, ausgeliehen bei irgendwem und dringend zurückzugeben, über Ottokar Domma beispielsweise.

Mit unseren Problemen ist jedenfalls kein Blumentopf zu gewinnen.

Unsere Probleme geben sich alle Mühe, als leichte Ware aufzutreten.

Constanze sagt, dazu entwickelt sie ein Seminar:

Wie man wahre Probleme erkennt, benennt und die falschen erfolgreich über Bord wirft.

Oh, sagt Constanze nach einer Weile, das klingt ganz nach Realität, das klingt ganz nach Missverständnis. Das klingt nach einem Seminar, das ich unter keinen Umständen geben möchte.

Wie bitte?, sage ich.

Ja, sagt Constanze, so ist es.

Gleich sehen wir in jedem Gewässer für immer Tote treiben.
Gleich sehen wir an jeder Grenze und in jedem LKW für immer Menschen erfrieren,
ersticken.
Gleich sehen wir unsere Hände nur noch als machtlose Verschwendung an.
Und unsere Köpfe erst recht.

An diesem Sonntag aber sind wir noch nicht so weit.

Wir sind noch Geschöpfe einer uns fast harmlos erscheinenden Gegenwart, wir sind
auf etwas aus, das uns erheben und belichten könnte.

Unsere Probleme sind oberflächlich und treten im Wettbewerb der Probleme
schüchtern lächelnd den Rückzug an.

Für unsere Probleme gilt das Gleiche wie für unsere Ängste: Sie haben die falsche
Schulung durchlaufen, diese aber mit ausgezeichneten Noten abgeschlossen.

Wir denken an diesem Tag nicht darüber nach, wie unsere Probleme sich gewichtiger
aufstellen könnten. Wir sehen unsere Probleme auch nicht in einem größeren oder
gar internationalen Kontext, und ungefähr bis zur Wochenmitte kommen wir auch
nicht auf die Idee, uns selbst in einem größeren oder internationalen Kontext zu
sehen. Wir sind noch vollkommen regional. Wir sind in alltägliche Strukturen
verwickelt und werfen sehnsüchtige und romantische Gedanken in alle
Himmelsrichtungen.

Ja, an unseren Gedanken und Wünschen sollte man uns an diesem Tag und einige
Tage lang nicht messen.

Was ist denn das für ein Tag?

Es ist ein Tag, wie er im Buche steht.

Was ist denn das für ein Buch?

Es ist ein Buch, in dem steht: Wer also ein Igel ist, der muß darauf schauen, daß
auch seine Frau ein Igel ist.

Was ist denn das für ein Igel?

Wir täuschen uns die ganze Zeit.

Wir gehen Runden durch das Viertel, gehen Runden durch das sich sehr
verändernde, einerseits üppiger werdende, andererseits verkargende Viertel; die
Trennlinie der unterschiedlichen Lebensweisen verläuft in etwa durch unser Haus,
ein halbwegs marodes Altbauhaus, das zur einen Seite an unsanierte Plattenbauten
und zur anderen an sanierte Altbauten grenzt. Wir hören den Spatzen zu und
erzählen ihnen allen Unsinn, der uns in den Kopf kommt. Wir liefern den Spatzen
keinerlei Ordnung. Wir kommen von Krethi zu Plethi, vom Hölzchen aufs Stöckchen
und über Stock und Stein.

Wir wissen nach wie vor viel zu wenig.

Einmal, beim Baden unseres ersten Kindes, ich meine: meines ersten Kindes, Entschuldigung, da bemerkte ich, was die Seele ist, da war meine Seele am Wannenrand, saß, ohne zu sitzen, und sprach vor sich hin und war etwas Altes, etwas, das gar nicht meines war.

Ich hätte mir ja lange Jahre nicht träumen lassen, dass ich mal *Seele* sage. Ich hatte einmal Gottes Hände auf den Schultern, ich wusste ganz genau, dass es Gottes Hände waren. In diesem Moment kam ich mir sehr gerettet vor und bedurfte der Rettung. Oder ich sage es lieber so: In diesem Moment war ich sehr verzweifelt, entkräftet und abhängig und empfand am Fenster stehend diese Berührung als die Berührung Gottes, würde aber grundsätzlich nicht davon ausgehen, dass Gott sich um mich kümmert. Eher glaube ich, ich kümmere mich um ihn.

Ich rede immer, damit jemand nicht stirbt, zum Beispiel ich.

Das stimmt aber auch nicht.

Das stimmt nur zum Teil.

Wir sitzen zu Füßen einer Woche und haben noch gar keine Ahnung. Wir wühlen nicht einmal in alten Ängsten.

Wir schlingern herum und schlingern bald aus Prinzip und voller Energie und dermaßen formschön. Beispielsweise schlingern wir dann so, wie man Wasserrutschen nach unten rutscht: mit guter Technik, sich nahezu auf die Seite legend, aufwölbend, alles unter Spannung, ein Kreisen, ein Rasen, also Spaß auf jeden Fall.

Wir schauen in die Zukunft, und uns sind die Utopien abhandengekommen, das bemerken wir aber noch nicht.

Wir haben Bedürfnisse und werden, wenn diese wegfallen, eine Weile lang ungefähr nichts sehen.

Constanze wird sagen: Ich eröffne meine kleine Sehschule. Ich eröffne meine Universität des Sehens.

Und ich rufe in die Gegend: Seht Ihr mich oder seht Ihr mich nicht?

Ihr seht mich nicht.

Ich werde aufhören, Euch zu sehen.

Dann werde ich wieder anfangen, Euch zu sehen.

Und so weiter.

Oder doch nicht so weiter.

Wie bitte?, sagt Constanze.

Wir gehen immer noch herum, kaufen uns preiswertes Eis in einem Laden, der das teuerste Eis verkauft. Das Eis schmeckt kein bisschen, ich werfe es an einem Bauloch vor dem Petersbogen über den Zaun.

Wir hatten große Pläne mit dem Bauloch, wir haben schon mehrfach den Bauzaun beiseitegeschoben und waren in dieses tiefe Loch hinabgeklettert wie in den vergessenen Krater eines Vulkans, der vielleicht noch nicht ganz erloschen war.

Am Ende der Woche wird das Bauloch geschlossen sein. Am Ende der Woche werden alle Baulöcher und Baulücken geschlossen sein. Wir werden vor versiegelten Flächen stehen und uns wundern. Am Ende der Woche wird dort, wo gerade noch das Bauloch ist, wo unsere Eiskugeln samt Waffeln landen und nicht detonieren, wenngleich wir mit Detonationen rechnen, wenngleich es wenigstens etwas wäre, das schon am Vorabend dieser zermürbenden, tödlichen, katastrophalen Woche angemessen auf diese Woche reagieren würde – am Ende der Woche wird dort ein Hotel entstanden sein, wird sich an die dahinterliegende Pseudo-Mall Petersbogen geschmiegt haben, die Fassaden zu einer gemacht, wird einen halbwegs repräsentativen Vorplatz haben.

Das Bauloch wird am Ende der Woche nicht einmal mehr erahnbar sein. So lang ist die Woche.

Wir gehen in eine Woche voller Montage. Es ist die schlimmste Woche, und sie läuft auf Liebe und Krieg hinaus.

Und wir lieben noch nicht über alle Maßen.

Wir werden die Hälfte der Woche benötigen, um dem Lieben näher zu kommen.

Wir werden die Hälfte der Woche brauchen, um ein bisschen erwachsen zu werden.

Wir sind solche Kinder.

Kann ja passieren.

Wir sind so schlecht erzogene Kinder.

Wir brauchen eine Inventur, eine Generalüberholung.

Am Abend sind wir im Theater. Eine Schauspielerin steht als einzige Frau des Stückes am Bühnenrand, steht da mit verlaufener Schminke, mit schwarz auslaufenden Augenrändern vorm Publikum, in der Rolle einer jungen, vergewaltigten Frau, und spricht somnambul. Dramatisch steht sie im Bühnenbild und redet irgendwas, woran ich mich nicht erinnere, es wirkt wie Geschwätz des Wahnsinns, dieses Geschwätz, das alle angeblich Wahnsinnigen immer zur Schau stellen, wenn sie vorgeben, wahnsinnig zu sein oder es gleich zu werden. Die Schauspielerin breitet da ein Netz aus, das ihr der Autor in das spärliche Gewand geschrieben hat, und die Figur bringt sich kurz nach ihrem finalen Monolog um. Constanze, die die ganze Zeit schon genervt in mein Ohr schnaufte und mit dem Fuß wippte, erhebt sich und ruft: Du bringst dich doch jetzt nicht um, du drehst doch jetzt

nicht so konventionell durch, du lässt dich hier doch nicht als einzige weibliche Hauptrolle im Stück erst vergewaltigen, schwängern und dann auch noch vorführen, lässt dich doch jetzt nicht deinem Lebensende zur freundlichen Weiterbearbeitung übermitteln, du steigst doch jetzt bitte nicht so aus diesem Stück aus, das kannst du doch anders!

Als das Publikum sie zur Ruhe ermahnt, spricht sie nur lauter. Die Schauspielerin lächelt verständig, deeskalierend, könnte man sagen; es ist unangenehm, sie so lächeln zu sehen.

Constanze setzt fort: Du gehst jetzt einen halben Meter nach vorn, wischst die verlaufene Schminke weg, stemmst die Hände in die Seiten und sagst: Ist das euer Ernst? Hat der Autor den Fuß in einem längst vergangenen Jahrhundert? Wurde der Autor erpresst, diese Rolle zu schreiben? Hat das Theater noch alle Tassen im Schrank?

Dann wirst du die exakte Uhrzeit und das exakte Datum nennen und sagen: Nun beginnt ein neues Stück, aber ich weiß noch nicht, wie es verläuft. Die anderen Darsteller werden sich übergangen fühlen, aber du wirst sagen: Heute versuchen wir es mit meinen Vorschlägen, macht es morgen, wie ihr wollt, heute aber macht es, wie ich es will. Wenn sie dich lassen, liebe Schauspielerin, dann mach was auch immer, wenn sie dich nicht lassen, sollen sie dich doch von der Bühne tragen. Geh nicht von allein.

Aha, sage ich zu Constanze, als sie wieder sitzt. Ihr Herz schlägt gegen meine Schulter.

In der Kneipe, wo wir nach der Vorstellung sitzen und der Rauch uns schon die Augen verätzt, sagt Constanze zur Schauspielerin, ihre Darstellung des Wahnsinns, wie sie also da mit flackernden Augen von ganz unten nach ganz oben geschaut habe, das sei zwar etwas konventionell gewesen, aber na ja, das liege ja vielleicht am Regisseur, ach so, es war eine Regisseurin, ah, oh, interessant, wirklich, eine Regisseurin und: tja, man steht sich ja selber immer noch am besten im Weg, nicht wahr, aber egal. Und wie sie sich mit den Händen die Haare gerauft habe, gerade so, dass es am Ende noch gut aussah, dass also sogar eine gute Frisur dabei herauskam, und das sei schon ein spannendes Konzept, nämlich ein im Kern kapitalistisches sei da an ihren Haaren sichtbar geworden: wie der Kapitalismus also aus den verzweifelten Handlungen des Wahnsinns eine Frisur, eine schöne Außenwirkung, eine Werbung mache, nicht wahr, ach so, ja, klar. Usw.

Ja, sagt Constanze, und ich glaub es nicht, ich meine, ich hör wohl nicht richtig, sie sagt: Irgendwie habe ich das sehr gern gesehen, und vielleicht ist das Gestrige die beste Kritik am Heutigen.

Ich schlage mir gegen die Stirn, dass es knallt, so ein Sonntag ist es plötzlich geworden, und meine Kinder schlafen und sind in den besten Händen.

Constanze trinkt ihr Bier wie elektrifiziert, als arbeite sie sich einer Karriere *in Bier* entgegen. Ich sehe Constanze verlustig gehen. Die Schauspielerin gibt Wodka aus, den ich lächelnd hinter die Eckbank schütte. Sie schwärmt, wie es nun endlich um etwas gehe, weshalb sie gar nicht anders könne, als jeden Montag bei diesen Versammlungen am Augustusplatz zu sein. Zwar stimme sie nicht mit allen Reden überein, mit der Energie aber schon. Sie stehe halt so auf die Energie, die von diesen Reden und den Herumstehenden komme, und freue sich, dass aus den Versammlungen nun Demonstrationen werden.

Ich frage, ob sie denn die Energie nicht woanders zu Tage befördern könne? Ob sie denn kein Leben habe, und schütte noch einen Wodka hinter die Eckbank.

Constanze sagt, ich soll ihn lieber ihr geben, aber ich gebe ihn ihr nicht. Ich nehme alle Wodkas, die auf dem Tisch stehen, und schütte sie hinter die Eckbank.

Der Wirt kommt und weist mich mit ausgestrecktem Arm nach draußen. Ich rufe: Ich spaziere auf deinem Arm in die Freiheit.

Später an diesem Sonntagabend sitzen wir noch halbwegs betrunken im Wohnzimmer und schütteln die Köpfe, bis sie wieder klar sind, und stemmen uns gegen die Zeit. Wir ziehen die Vorhänge zu. Leise schleiche ich in die Kinderzimmer und in das Schlafzimmer, um die Schlafenden nicht zu stören, und suche alle Stoffe, ausrangierten Vorhänge, Woll- und Bettdecken für Gäste oder aus den doppelten Beständen zweier auch nach Jahren des Zusammenlebens noch nicht vollständig zusammengeführten Haushalte. Wir verkleiden die Fenster, wir verhängen die Fenster, so gut es geht, wir halten das Tageslicht, das kommen wird, draußen.

Wir verstecken uns und meine Familie vor der Üblichkeit, auf den Sonntag den Montag folgen zu lassen.

Plötzlich haben wir etwas, woran wir festhalten müssen.

Wir haben unsere Kindheitssonntage in Badezimmern verbracht, wir haben uns auf die Tapete fixiert, diese abwaschbare Tapete, voller wolkenartiger Muster, in der wir auch Clowns sahen oder Affen und alles, was gesehen werden kann, wir haben uns, weil wir irgendwo gelesen hatten, dass das funktioniert, ein Stück Seife in die rechte Armbeuge gesteckt und dann versucht, den Arm weiter zu beugen, ihn fest zusammenzudrücken, um ihn zu brechen.

Wir haben uns an eiskalten Winterabenden ohne Bettdecke bei weit offenem Fenster ins Bett gelegt und auf das Frieren und eine üble Erkältung gewartet.

Wir haben auf Prinzen und auf Könige gehofft, die uns entführen, und auf irgendwas.

Wir beten unbeholfen zu diesem Sonntagsgott, den es doch geben könnte, zu dieser Sonntagsgöttin, sich bloß nicht, sich bloß nicht aus lauter Gewohnheit und weil es nun einmal so angelegt zu sein scheint, dass auf den Sonntag der Montag folgt,

dieser Üblichkeit hinzugeben. Ja, wir rufen an diesem tatsächlich längst schon vergangenen Sonntag, der Sonntag soll sich schnell ausdehnen, einen größeren Platz einfordern, um den Montag zu verdrängen.

Die Vögel kichern über unsere Vorschläge, haben aber nichts Konstruktives beizutragen.

Ich krieche ins Bett und verstecke mich für dreißig Minuten, die ich mit aller Kraft zu verlängern versuche, mit aller Hoffnung, ich schalte alle Wecker aus, die in unser verdunkeltes Epizentrum der Montagsverweigerung hineinklingeln.

Wir würden gern sagen: Es kam ein Sturm auf, es schoss ein Jet über den Platz vor unserem Haus, es fielen straußeneigroße Hagelkörner.

Wir hätten hier gern eine überlebensgroße, machtvolle Erzählerin, die uns durch die Eingeweide einer Katastrophenwelt jagt und einer mehr oder weniger durchgeplanten Katharsis übergibt.

Wir würden aus dem Inneren der Weltkatastrophe nach draußen rufen: Sind wir bald da?

Wie lange dauert es noch?

Und wir würden die Antwort mal besser, mal schlechter hören.

Uns schlottern alle Organe, aber man sieht es nicht.

Uns ist ausgesprochen schlecht, aber wir merken es nicht.

Und alles liegt in der Luft, die wir im Nachhinein immer wieder durchsieben werden und schließlich feststellen: Es lag uns zudem alles zu Füßen, es stand alles in unserem Blick, und es vollzog sich alles wie am Schnürchen, wie nach Plan, wie auf eine feindselige Kausalkette aufgezogen.

Dies ist eine alte, alte Geschichte.

Es ist eine Geschichte aus einer Zeit, in der die Montage noch zum Fürchten waren. Mittlerweile sind es die Samstage, oder es sind die Samstage und die Montage, oder es ist jeder Tag.

Und wir klagen darüber und wimmern darunter und wetzen uns die Zähne an den feindseligen Artikeln und Gebärden ab.

Wir sind so zuverlässig bedroht.

Wir lernen erst später, gelassener zu sein und entschieden und stark.

Wir stehen dann auf der Slackline unseres Lebens, stehen maximal 30 cm über dem Erdboden und sagen:

Meine Damen und Herren! Sehen Sie jetzt die Überquerung einer Schlucht, eines Meeres, einer Unmöglichkeit durch zwei proletarische Prinzessinnen. Sehen Sie, wie die beiden abstürzen und sterben, und sehen Sie, was dann passiert.

Wir sind am Anfang der Woche und noch im Vollbesitz unserer geistigen Kräfte.
Wir hätten das feiern sollen.
Wir feiern später alle Verluste.
Wir werfen später alle unsere Verluste in den Müll oder wohin auch immer.
Später zerschmeißen wir Geschirr und nennen es unsere letzte Amtshandlung in
allen uns zur Verfügung stehenden Rollen.
Und jemand ruft Burnout.
Und wir sagen: Geht's noch?
Das alles sind Selfies aus dem Untergrund.
Das alles sind Selfies von Missverständnissen.
Ab und an ein schönes Bild.
Wie dieses hier: